Wolfgang Hardtwig

Gewalt in der Stadt 1917–1933 Erfahrung – Emotion – Deutung*

I.

Das 20. Jahrhundert gilt als das Jahrhundert der „Extreme“, und das heißt auch, der Gewalt. Fundamentaldemokratisierung, Industrialisierung und Urbanisierung führten dazu, dass sich in Europa im ersten Drittel des Jahrhunderts die Gewalt – wenn man den Krieg ausklammert – auf die Städte, besonders die Großstädte konzentrierte. Die sozialen und politischen Prozesse im Übergang von der feudal strukturierten Agrar- zur monetär strukturierten bürgerlichen- und Industriegesellschaft etablierten die städtischen Straßen und Plätze zunehmend als öffentlichen Raum, in dem latent oder offen politische Aktionen an Zahl, Breite, Intensität und Sichtbarkeit gewannen. Aus den verschiedensten Anlässen entstanden auf diesen Bühnen kollektiver Aufmerksamkeit Menschenansammlungen, vor allem aus jungen Männern, die sich kollektiv mit den Normen der Erwachsenenwelt auseinandersetzten. Der soziale Raum der Straße bot vor allem der Unterschicht Kommunikationsmöglichkeiten und Konfliktfelder, auf denen körperbetont agiert wurde. Dazu gehörte mit Verfolgungsjagden und Lynchaktionen gegen Eigentümer das kollektive Vorgehen gegen „Störenfriede“ oder „Eindringlinge“, die nach Meinung des Kollektivs eine vorgegebene Ordnung gestört hatten. Dazu gehörten aber auch Aktionen gegen die Polizei als Wahrer der öffentlichen Ordnung und Instanz der Disziplinierung von oben herab, an der sich vor allem die Unterschichten permanent rieben¹.

Mit der fortschreitenden Industrialisierung und den mit ihr verbundenen Urbanisierungsprozessen wird die Straße dann auch zunehmend zum Ort der Auseinandersetzung um Streiks und Straßendemonstrationen, also von latent gewaltträchtigen Aktionen mit direkt politischer Zielsetzung. Sie trafen in Deutschland

* Dieser Aufsatz ist dem Andenken Klaus Tenfeldes gewidmet. Seiner freundschaftlichen Energie habe ich zahlreiche Anregungen zu stadt- wie zu sonstigen sozialgeschichtlichen Fragen zu verdanken.

¹ Vgl. *Thomas Lindenberger*, Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914 (Bonn 1995); *Wolfgang Hardtwig*, Performanz und Öffentlichkeit in der krisenhaften Moderne. Visualisierung des Politischen in Deutschland 1871–1936, in: *ders.*, Politische Kultur der Moderne. Ausgewählte Aufsätze (Göttingen 2011) 135–156.

auf eine Ordnungsmacht, die seit 1848/49 geradezu fixiert war auf die Vorstellung von drohendem Aufruhr und daraus folgendem Chaos².

Seit der Aufhebung der Sozialistengesetze 1890 sahen Behörden, Polizei und Militärbefehlshaber Arbeitskämpfe zusätzlich im Lichte einer jetzt anscheinend wieder offen drohenden Umsturzgefahr. Die folgende Anordnung aus der sächsischen Kleinstadt Crimmitschau 1903 spiegelt die Konflikterwartung und die Militanz der Behörden im Streikfall (hier der Textilarbeiter) durchaus repräsentativ: „Unter Hinweis auf den § 146 der Straßenpolizeiordnung der Stadt Crimmitschau wird hiermit bekanntgegeben, daß unsere Sicherheitsorgane angewiesen (wurden), jede Versammlung auf öffentlichen Wegen und Plätzen, wodurch der Verkehr gestört oder belästigt werden könnte, keinesfalls zu dulden und gegen Zuwiderhandlungen unnachsichtig einzuschreiten.“³ Es gibt zahlreiche Schilderungen von polizeilichen Räumungsaktionen bei Aufläufen und den dazu gehörenden Krawallen und Gewaltvorfällen. Eine sehr eindringliche bietet das „Hamburger Echo“ vom 6. 2. 1906 über den Streik der Hafenarbeiter von Hamburg-Altona. Sie schließt den Bericht über den polizeilichen Säbeleinsatz ab mit der Schätzung, es habe etwa 150 Verletzte gegeben⁴. In Berlin kam es seit 1903 vermehrt zu dem, was man damals „Streikexzesse“ nannte. Seit 1906 verlegte die SPD hier und in anderen Städten den Kampf um die Demokratisierung des Wahlrechts auf die Straße. Obwohl die Polizei allorten sich auf das Schlimmste vorbereitete, blieben diese Aktionen 1906 indessen weitgehend gewaltfrei. Beim „Wahlrechtssturm“ von Anfang 1910 in der preußischen Provinz Sachsen allerdings spitzte sich die Konfrontation so zu, dass die Polizisten schließlich mit scharfer Klinge gegen Demonstranten und auch Unbeteiligte vorgingen. Am Ende des 13. Februar 1910, des sogenannten „Blutsonntags“ von Halle, wurden drei schwerverletzte und 37 verletzte Demonstranten sowie fünf leichtverletzte Polizeibeamte gezählt⁵.

Mit dem Ersten Weltkrieg begann in den deutschen Städten eine neue Phase der Gewaltgeschichte. Die Massenstreiks seit 1917 verliefen in der Regel unblutig. Aber mit dem Ausbruch der Revolution im November 1918 begann eine Welle der Gewalt. Der Berliner Spartakus-Aufstand im Januar 1919 kostete rund 200 Tote, die Berliner „Blutwoche“ im März 1919 1200 Tote, die Niederschlagung der Räterepubliken in Bremen und Bayern im Frühjahr 1919 600 Tote. Dem Kapp-Putsch und dem anschließenden kommunistischen Aufstand im Ruhrgebiet im

² Hardtwig, Performanz und Öffentlichkeit 147.

³ Zit. nach Udo Achten, Das ist das Licht der neuen Zeit. Erinnerungen an den 22wöchigen Streik der Crimmitschauer Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter im Jahre 1903/4 für den Zehnstundentag (Frankfurt a. M., Essen 2004) 16.

⁴ Udo Achten, Bernt Kamin-Seggewies, Kraftproben. Die Kämpfe der Beschäftigten gegen die Liberalisierung der Hafenarbeit (Hamburg 2008) 91. Bilanzierend zum Verhältnis von Arbeiterschaft und Staat vor 1914: Gerhard A. Ritter, Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914 (Bonn 1992) 679–690.

⁵ Dirk Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg (Essen 2001) 34f. Allerdings weist Schumann ausdrücklich darauf hin, dass die „Brutalität des Polizeieinsatzes am 13. Februar nicht die Regel, sondern die Ausnahme war“; ebd. 35, Anm. 11.

März/April 1920 fielen weit über tausend Tote zum Opfer, wobei die Arbeiter mehrheitlich nach der Gefangennahme zu Tode kamen. Die militärischen Reichsexekutionen von 1920 und 1923 in Thüringen und Sachsen endeten mit 100 Toten allein in Gotha 1920. Die kommunistischen Aufstände in Mitteldeutschland wurden mit rund 150 Toten bezahlt. Auch die Grenzkonflikte im Osten, die bewaffneten Separatistenbewegungen im Rheinland, der Ruhrkampf gegen Frankreich 1923, der Hamburger Aufstandsversuch der Kommunisten im Oktober und der Hitlerputsch in München im November 1923 forderten zahlreiche Todesopfer. Selbst die Phase der scheinbaren Normalität 1924 bis 1929 erweist sich bei genauerem Hinsehen als Gewaltperiode: Allein in Preußen mit dem Schwerpunkt Berlin kamen 13 Reichsbanner-Mitglieder, 26 Stahlhelmer, 30 Nationalsozialisten und 92 Kommunisten ums Leben. In der Endphase der Republik kamen 300 bis 400 Menschen in Straßenkämpfen zu Tode. Die eigentlich politischen Morde zwischen 1918 und 1921 – 354 der Rechten und 22 der Kommunisten – sind hier gar nicht mitgerechnet⁶.

Allerdings beschränkte sich die politische Gewalt keineswegs auf die großen Städte. Mancherorts, wie im Ruhrgebiet oder im saarländischen Industrievier, lassen sich Industriestadt und Industriedorf im Blick auf die Gewaltaktivitäten kaum unterscheiden. Ähnliches gilt für das umfangreiche mitteldeutsche Industrievier, wo die größeren Städte wie Magdeburg, Halle und Erfurt umgeben waren von industrialisierten Kleinstädten oder Dörfern wie Greiz oder Sömmerda, so dass die Trennung zwischen Stadt und sogenanntem flachen Land hier wenig Sinn macht. In den bürgerkriegsähnlichen Zuständen der späten Weimarer Republik hielten an manchen Tagen entlegene Kreisstädte den Gewaltrekord, so etwa am 10. Juli 1932 die schlesische Kreisstadt Ohlau mit vier Toten und 34 Verletzten (bei 17 Toten und 181 Schwerverletzten im ganzen Reichsgebiet). Im holsteinischen Eckernförde starben zwei junge Landarbeiter durch Messerstiche, in Bremen ein Polizeibeamter durch eine Explosion. Am 1. August 1932 gab es durch nationalsozialistische Attentate in Königsberg zwei tote Kommunisten und mehrere Verletzte sowie Bomben- und Revolverattentate in anderen Städten Ostpreußens, in Schlesien und im Holsteinischen usw. Am 3. August gab es Todesopfer im oberschlesischen Kreuzburg, im masurischen Lötzen, in Görlitz und in Bad Sachsa im Harz⁷.

Schon seit den ersten Subsistenzprotesten gegen Ende des Krieges trieb allerdings der latente Gegensatz von Stadt und Land selbst Gewaltaktionen hervor. Je karger die Ernährungssituation in der Stadt, desto mehr wuchs bei verarmten Stadtbewohnern die Neigung, am arbeitsfreien Sonntag häufig in größeren geschlossenen Gruppen zum Kartoffelklauf oder zur sonstigen Beschaffung landwirtschaftlicher Produkte aufs Land zu ziehen. Vor allem in der Inflationskrise

⁶ *Gunther Mai*, Europa 1918–1939. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen (Stuttgart, Berlin, Köln 2001) 170.

⁷ *Heinrich August Winkler*, Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie (München 1993) 490, 507.

1923 wuchs sich die Spannung zwischen Konsumenten in der Stadt und Erzeugern auf dem Land zu einer auch politisch und rhetorisch dramatisierten Frontlinie aus. Bauern und Großagrarier im Umkreis von München oder Berlin begannen ihre Felder durch Bewaffnete zu schützen, immer wieder kam es zu Krawallen und auch Schießereien⁸.

Stadt war freilich nicht gleich Stadt und Viertel nicht gleich Viertel. In den Urbanisierungsschüben seit Beginn der Industrialisierung waren ganz neue Städtelandschaften oder die völlige Überformung älterer Städtelandschaften durch ein neues Siedlungsbild entstanden, so etwa im Ruhrgebiet um die alten Stadtzentren Duisburg, Essen, Bochum und Dortmund. Am Rande kleiner alter Städte und Kirchdörfer hatte der enorme Flächenbedarf der großindustriellen Kapitalgesellschaften die Topographie völlig umgeformt, wobei die Betriebe vielfach die neuen Ansiedlungskerne bildeten, alte Städte und Dörfer agglomerationsartig erweiterten und die Bevölkerung in engen Wohnquartieren verdichteten. So waren Städte wie Bottrop, Gelsenkirchen, Herne und Herten, Recklinghausen und Lünen, Marl oder Ahlen entstanden, wo es nur Bergbau und später gelegentlich auftretende chemische Industrie gab – bevölkerungsreich, rapide wachsend, vielfach monoindustriell ausgerichtet und alles andere als urban⁹. Eine solche defiziente Urbanität in schwerindustriellen Regionen hatte schwerwiegende Rückwirkungen auch auf die soziale Bevölkerungsstruktur und ihre Verfestigung im Sied-

⁸ *Klaus Tenfelde*, Stadt und Land in Krisenzeiten. München und das Münchener Umland zwischen Revolution und Inflation 1918 bis 1923, in: *Wolfgang Hardtwig, Klaus Tenfelde* (Hrsg.), *Soziale Räume in der Urbanisierung. Studien zur Geschichte Münchens im Vergleich 1850–1933* (München 1990) 37–58; *Klaus Tenfelde*, Die Welt als Stadt? Zur Entwicklung des Stadt-Land-Gegensatzes im 20. Jahrhundert, in: *Friedrich Lenger, Klaus Tenfelde* (Hrsg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion* (Köln 2006) 1–21; *Friedrich Lenger*, Der Stadt-Land-Gegensatz in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts – ein Abriss, in: *Friedrich Lenger*, *StadtGeschichten. Deutschland, Europa und die USA seit 1800* (Frankfurt a. M. 2009) 15–29; *Karin Hartewig*, Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914–1924 (München 1993) 223, 230; *Klaus-Michael Mallmann, Horst Steffens*, Lohn der Mühen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar (München 1989) 144; *Klaus Tenfelde*, Stadt und Bürgertum im 20. Jahrhundert, in: *Klaus Tenfelde, Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), *Wege zur Geschichte des Bürgertums* (Göttingen 1994) 334; *Martin Geyer*, Teuerungsprotest und Teuerungsunruhen 1914–1923. Selbsthilfegesellschaft und Geldentwertung, in: *Manfred Gailus, Heinrich Volkmann* (Hrsg.), *Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770–1990* (Opladen 1994) 333f., 320; *Martin H. Geyer*, Teuerungsprotest, Konsumentenpolitik und soziale Gerechtigkeit während der Inflation: München 1920–1923, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 30 (1990) 181–215; *Dirk Schumann*, Einheitssehnsucht und Gewaltakzeptanz. Politische Grundpositionen des deutschen Bürgertums nach 1918 (mit vergleichenden Überlegungen zu den britischen middle classes), in: *Hans Mommsen* (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik* (Köln, Weimar, Wien 2000) 93; *Dirk Schumann*, *Politische Gewalt* 22 ff.

⁹ *Klaus Tenfelde*, Ruhrstadt – historisches Projekt der Region, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 48 (1997) 538 ff. Zur Beschreibung von Urbanität vgl. *Friedrich Lenger*, Großstadtmenschen, in: *Friedrich Lenger*, *StadtGeschichten. Deutschland, Europa und die USA seit 1800* (Frankfurt a. M. u. a. 2009) 205–236.

lungsgefüge. In den Neustädten blieben die bürgerlichen Mittelschichten unterrepräsentiert, in Städten mit altem Kern zog sich das Bürgertum am Ende des 19. Jahrhunderts in die Villenviertel zurück, seit Beginn des 20. Jahrhunderts gefolgt von den Vertretern der wohlhabenderen Mittelschicht, während die Ärmere in die zum Teil zu Ungunstlagen verkommenen Stadtzentren und die neuen betriebsnahen Wohnsiedlungen zogen. Die sich verfestigende Klassenstruktur prägte sich räumlich aus und schuf das in sich weithin geschlossene proletarische Quartier, der Wohn-, Lebens- und vielfach auch Arbeitsraum der Arbeiterschaft. Konfliktneigung und Gewaltanfälligkeit von städtischen Bevölkerungen stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem jeweiligen Stadtypus, von der alten, aber industrialisierten Residenzstadt über die herkömmliche Bürgerstadt bis zur Industriestadt oder dem binnen kürzester Zeit über die Großstadtgrenze von 100 000 Bewohnern hinauswachsenden Industriedorf. Innerhalb der großen Städte ging die kollektive Gewalt meist von Vierteln mit relativ geschlossenem proletarischem Milieu aus. Beispielhaft sei Berlin angeführt mit den Zentren Neukölln, Wedding, Lichtenhain sowie – bemerkenswert zentrumsnah – dem Scheunenviertel nördlich der Oranienburgerstraße¹⁰. Für die Jahre der Weltwirtschaftskrise hat Pamela Swett die Gewaltanfälligkeit des „Nostiz-Straßen Kiez“ in Kreuzberg detailliert untersucht¹¹. Im proletarischen Quartier selbst sind es dann häufig die Arbeitsämter, vor und in denen sich die Anspannung der Wartenden, aber auch der Angestellten in den viel zu engen Räumen des Amtes entlud¹².

II.

Das Spektrum der körperlichen Gewaltanwendung ist breit und variantenreich. Vor allem zwischen 1917 und der Hochinflation des Jahres 1923 überzogen Formen des Subsistenzprotests die Städte mit starkem Anteil an Industriebevölkerung. Hier ging es um die unmittelbare Sicherung der Existenz, Schauplätze sind daher vor allem die Orte, wo Waren selbst angeboten wurden, Märkte, Marktstraßen, der Platz vor und in Markthallen. Von dort aus konnte die „kleine Gewalt“ übergreifen in Geschäfte überhaupt, in die Stadtzentren vor die Rathäuser. Die Anlässe waren vielfältig, etwa das verminderte Angebot in den Geschäften, vor allem aber überhöhte Preise. Sie lösten die Käuferpanik, die Lebensmittelkrawalle und die Hungermärsche aus, die zu Übergriffen auf die Händler, auf – vielfach

¹⁰ *Matthias Scharlt*, Ein Kampf ums nackte Überleben. Volkstumulte und Pöbelexzesse als Ausdruck des Aufbegehrens in der Spätphase der Weimarer Republik, in: *Manfred Gailus* u. a., Pöbelexzesse und Volkstumulte in Berlin. Zur Sozialgeschichte der Straße (1830–1980) (Berlin 1984) 145 ff.

¹¹ *Pamela E. Swett*, Neighbours & Enemies. The Culture of Radicalism in Berlin, 1929–1933 (Cambridge 2004).

¹² *David Crew*, Gewalt „auf dem Amt“. Wohlfahrtsbehörden und ihre Klienten in der Weimarer Republik, in: *Thomas Lindenberger, Alf Lüdtke* (Hrsg.), Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit (Frankfurt a. M. 1995) 213–237.

sehr ungeschickt agierende – Polizisten und mitunter auch auf sonstige Amtspersonen führten. Im Zentrum solcher Konsumentenproteste stand die Plünderung von Verkaufsstellen, von Zechen, Marktständen, Geschäften, städtischen Lagern und Kühlhäusern. Vorzugsweise geplündert wurden Fleischereien, Bäckerläden, Obst- und Gemüseläden bzw. Stände, so dass sich Markthändler mitunter weigerten, ihre Verkaufsstände überhaupt aufzubauen¹³.

Die Berichte über solche Plünderungen zwischen dem Beginn der großen Streikwellen 1917 und dem Ende der Konsolidierungskrise im Sommer 1924 sind Legion. Mitunter genügte ein Gerücht über ungerechte Verteilung an der Verkaufsstelle einer Zeche, über eine Kürzung der Kartoffelration, über die Nichtzuteilung von Brotzulagen, um den typischen Verlauf eines solchen Subsistenzprotests mit Gewaltanwendung in Gang zu bringen¹⁴. Es konnte jedoch auch vorkommen, dass „klassenkämpferische“ Stärkedemonstration sich in den Hungerprotest einmengte, wie etwa in Oberhausen Ende Januar 1919, als Arbeiter zur Plünderung „besserer“ bürgerlicher Geschäfte für Zigarren, Spirituosen, Herrenmoden und -hüten übergingen. Meist blieben solche Aktionen eng lokal begrenzt, mitunter lösten sie aber analoge Plünderungen quer durch die Stadt aus. Den Anfang konnte das Umwerfen einer Bude machen, zunächst nicht direkt beteiligtes Marktpublikum fiel über die Ware her, die Menge wuchs an und gebärdete sich aus der Sicht der Polizei „teilweise wie irrsinnig“, bis dann die Beamten zum Säbel griffen und die Tumultuanten auseinandertrieben. Manchmal fiel bei solchen Szenen dann ein Schuss, der einerseits zur Flucht, andererseits zu Selbstverteidigung oder zu Angriffen von Plünderern auf die Polizei führte. Da es häufig nicht bei Schreckschüssen blieb, endeten solche Begegnungen dann oft mit Toten und Verletzten¹⁵. Beteiligt waren vor allem bei den Marktunruhen auch Frauen und Kinder, zu den Plünderern zählten nicht nur Arbeiter, sondern Erwerbslose aller Art, die Grenze zur Kleinkriminalität und zur Normaltätigkeit kleiner Krimineller konnte durchaus überschritten werden.

Im Ganzen hat man bei den Subsistenz- und Konsumentenprotesten den Eindruck, dass ein starkes untergründiges Gerechtigkeitsgefühl und -bedürfnis viele Akteure antrieb. Es ging um den angemessenen oder „gerechten Preis“, um die „gerechte Verteilung“¹⁶. Das Ziel war primär Preisabbau. Aber der reine Konsumentenprotest vermischte sich dann doch vielfach mit den allgemeinen Verteilungskämpfen insbesondere in den schwerindustriellen Zentren, wo dann um Teuerungszulagen, mehr Lohn, kürzere Schichten und in der Hochinflation um den Modus wöchentlicher Lohnzahlung mit gestritten wurde. Schließlich bildeten alle diese Faktoren zusammengenommen die Basis des lebensnotwendigen Kon-

¹³ *Hartwig*, Das unberechenbare Jahrzehnt 239.

¹⁴ *Hartwig*, Das unberechenbare Jahrzehnt 222 u. ö.

¹⁵ *Hartwig*, Das unberechenbare Jahrzehnt 229 u. ö.

¹⁶ *Geyer*, Teuerungsprotest und Teuerungsunruhen *passim*; *Geyer*, Teuerungsprotest, Konsumentenpolitik und soziale Gerechtigkeit *passim*. Zum Ganzen grundlegend: *Martin H. Geyer*, Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne: München 1914–1924 (Göttingen 1998) 167–204; *Hartwig*, Das unberechenbare Jahrzehnt 232, 237, 244.

sums. In die Proteste flossen moralische Grundvorstellungen ein – die Erwartung, angemessen entlohnt zu werden, in den Jahren nach 1914 bis 1923 auch die Vorstellung, dass es jetzt nach den unerhörten Opfern des Krieges genug sein müsse mit dem Opfern. Der Wunsch nach materiellem Auskommen verknüpfte sich mit dem nach sozialer Anerkennung und Respektierung. Das Grundmuster der Lage-deutung erscheint zunächst defensiv als Auflehnung gegen Elend, Verletzung der Ehre, Kränkung der Gerechtigkeit, verbunden mit dem Gefühl, dass diese Art der Gewalt als ausgleichende Gerechtigkeit gerechtfertigt sei. Selbstverständlich brauchte dieser Protest auch seine Gegner, den „Besitz“, „das Grubenkapital“, die Landwirte und Händler und schließlich die Institutionen der Zwangswirtschaft¹⁷. Verstärkt mischten sich 1923/24 dann auch der Wunsch nach Wucherbekämpfung und also der Hass auf „Kriegsgewinnler“ ein. Vielerorts gerieten jüdische Geschäfte und Händler direkt in die Schusslinie und wurden Opfer von Gewalttätigkeiten¹⁸. Preisabbau bedeutete in dieser Sicht vielfach auch Wucherbekämpfung.

Zu Recht sind diese Aktionen gegen „Preistreiber“ und „Wucherer“ die Proteste gegen einen Markt, der vor allem einen „gerechten Brotpreis“ nicht mehr garantierte, gegen vermeintlich überhöhte Fleischpreise als eine Ausprägung der „moral economy“ gedeutet worden – also von ökonomischen Vorstellungen, die von traditionellen Rechten und Gebräuchen ausgingen und mit den Konvulsionen des freien Marktes in Zeiten extremer zerstörerischer äußerer Einflüsse auf diesen Markt nicht vertraut waren¹⁹. So erhob sich in den Ernährungs- und Versorgungskrisen 1917 bis 1923 allerorten der Ruf nach „Selbsthilfe“, zunehmend als „kollektive Selbsthilfe“ interpretiert. Die Konsumenten – unter Anführung der Plünderer – setzten Preise fest – eine Praxis, die seit dem Sommer 1920 um sich griff. Nicht nur die Erwerbslosen und die Arbeiter sprachen von Selbsthilfe – wobei die Berufung auf „proletarische Selbsthilfe“ mitunter oft nur als Vorwand für Plünderungen und das Marodieren von Banden herhalten musste²⁰. Auch stärker politisierte Protestaktionen stellten sich unter die Parole der Selbsthilfe²¹. In der Hochinflation kam es verbreitet zur Einsetzung von „Kontrollausschüssen“, wie sie seit August 1922 von Gewerkschaften und KPD systematisch gefordert wurden.

Die rasch entstandene „Selbsthilfementalität“ begünstigte dann vor allem 1923 Plünderungen, Aufstands- und Putschversuche. Seit dem Sommer 1923 schien sich die Selbsthilfegesellschaft aus der Sicht zahlreicher bürgerlicher Kommentatoren endgültig zur Gesellschaft unkontrollierbarer Massenbewegungen abzugleiten. Martin Geyer behauptet aber zu Recht, dass „nicht Solidarisierung, sondern die tiefe Fraktionierung der Gesellschaft entlang den Verwerfungslinien von Stadt und Land, zwischen einzelnen Regionen, Gruppen und Individuen die Hyperinflation“ gekennzeichnet habe²². Die Konjunktur der Selbsthilfe erscheint

¹⁷ Hartewig, Das unberechenbare Jahrzehnt 286.

¹⁸ Mallmann, Steffens, Lohn der Mühen 146; Hartewig, Das unberechenbare Jahrzehnt 286.

¹⁹ Geyer, Teuerungsprotest 319 ff. und passim.

²⁰ Geyer, Teuerungsprotest 344.

²¹ Geyer, Teuerungsprotest 344; Geyer, Verkehrte Welt 319–354.

²² Geyer, Teuerungsprotest 343; Geyer, Verkehrte Welt 391 ff.

demnach als Symptom einer sich atomisierenden Gesellschaft. Nach der ungewöhnlich sachkundigen und bedachten Lageeinschätzung – so Geyer – des damaligen Staatssekretärs in der Reichskanzlei, Eduard Hamm, stand „weniger zu befürchten, daß eine große politische Gegenbewegung der schlecht versorgten städtischen Bevölkerung eintritt, als daß der Kampf Aller gegen Alle um das tägliche Brot in den Städten beginnt“²³. Nach Inflation und Stabilisierungskrise verschwanden die Subsistenzproteste aus den Städten und kamen auch in der Weltwirtschaftskrise nicht wieder. Vermutlich absorbierten die Konfrontationen und Kämpfe der „Parteiarmeen“ das sozial bedingte Gewaltpotential, das sich in den Subsistenzprotesten geäußert hatte.

III.

Die städtischen Subsistenzkrawalle der Jahre 1917 bis 1924 erklären sich aus den Ernährungskrisen, den Mangellagen und den bürokratischen Defiziten der Zwangswirtschaft gegen Ende des Krieges und in den Nachkriegsjahren. Sie sind ihrem Ursprung nach vorpolitisch und werden deshalb, und wegen ihrer speziellen Formen, nicht zu Unrecht in die Tradition vormodernen sozialen Protests gestellt²⁴. Sie nahmen allerdings in dem Maße politische Züge an, in dem der Staat des untergehenden Kaiserreichs, der Revolution und der frühen Weimarer Republik diesen Protest unterdrückte und in dem der Subsistenzprotest in die Frontlinien des Klassenkampfes hineingeriet. Gewiss rechnete das Bürgertum die aus Subsistenzprotesten entspringende Gewalt zunehmend – und nicht ganz zu Unrecht – der politischen Strategie des „linksproletarischen Milieus“²⁵ zu, aber die primäre Erfahrung politischer Gewalt im eigenen Land stammte doch aus der politisch-gesellschaftlichen Revolution im Herbst und Winter 1918/19 sowie aus den weiteren Wellen der proletarischen Revolution bis 1923²⁶.

Wie diese Gewalt von den Bürgern in der Stadt erfahren und gedeutet wurde, soll kurz illustriert werden an zwei Autoren, beide nach kurzer Frist wichtige Vorkämpfer einer demokratisch-republikanischen politischen Kultur in Deutschland. Der eine, Thomas Mann, mag für das beschauliche München und seine folgenreiche Episode einer in Gewalt einmündenden und mit brutaler Gewalt unterdrückten Räteherrschaft stehen, der andere, Harry Graf Kessler, für das Zentrum

²³ *Eduard Hamm*, in: Akten der Reichskanzlei Weimarer Republik. Das Kabinett Cuno. 22. November 1922 bis 12. August 1923, bearb. v. *Karl-Heinz Harbeck* (Boppard am Rhein 1968). Vgl. *Geyer*, Teuerungsprotest 343 f.

²⁴ *Hartewig*, Das unberechenbare Jahrzehnt 265–275.

²⁵ *Klaus-Michael Mallmann*, Kommunismus in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung (Darmstadt 1996).

²⁶ *Detlev Peukert*, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne (Frankfurt a. M. 1987) 32–86. Überblick über die Sicht auf die Revolution: *Alexander Gallus*, Die vergessene Revolution von 1918/19 – Erinnerung und Deutung im Wandel, in: *Alexander Gallus*, Die vergessene Revolution von 1918/19 (Göttingen 2010) 14–38.

der deutschen Revolution, die hochindustrialisierte Reichshauptstadt Berlin. Thomas Mann beobachtete persönlich ganz furchtlos die Entwicklung der bayesischen Räterepublik, registrierte den Lärm der Gefechte und deutete nach dem Geismord die Mischung aus „bodenständiger Gemütlichkeit und kolonialem Literatur-Radikalismus“ als Grundlage für die – stadtbürgerliche – „untilgbare Blamage“, dass man sich die „wüste Narrenwirtschaft so lange stumpfsinnig“ hatte gefallen lassen. Der Sieg der „Weißen“ wurde für ihn zur „persönlichen Lebensnotwendigkeit, der gegenteilige Ausgang wäre eine unausdenkbare Katastrophe“²⁷. Thomas Manns Reflexionen bewegen sich im Vorstellungskreis einer Weltkatastrophe vor der Tür seiner Bogenhauser Villa. Rücksichten konnten da nicht mehr genommen werden. Mit seinem Freund Bertram besprach er sich über den „Typus des russischen Juden, des Führers der Weltbewegung, dieser sprengstoffhaften Mischung aus jüdischem Intellektual-Radikalismus und slawischer Christusschwärmerei. Eine Welt, die noch Selbsterhaltungsinstinkt besitzt, muß mit aller aufbietbaren Energie und standrechtlichen Kürze gegen diesen Menschenschlag vorgehen.“²⁸ Auch die „Ausmerzung des lümmelhaften Soldatentyps“ hatte seinen vollen Beifall. Das „Epp'sche Corps ist unter großem Jubel in bester Haltung eingezogen. K's Mutter geht es schon wieder zu „militaristisch“ zu, aber ich bin voller Einverständnis und finde, daß es sich unter der Militärdiktatur bedeutend freier atmet, als unter der Herrschaft der Crapule.“²⁹

Der Flaneur Kessler studierte dagegen sorgfältig die revolutionäre Topographie Berlins und beschrieb die Stadt des Spartakusaufstandes als Kriegsschauplatz. Auch er fand, dass es sich um „Weltgeschichtliches“ handelt: um die „Entscheidung zwischen West und Ost, zwischen Krieg und Frieden, zwischen einer berauschenden Utopie und dem grauen Alltag. Nie seit den Tagen der Französischen Revolution hat so viel bei den Straßenkämpfen in einer Stadt für die Menschheit auf dem Spiel gestanden.“³⁰ Am 11. 1. 1919 wanderte er abends im schmutzigen Regenwetter durch die verdunkelte, beschossene (Leipziger) Straße, deren Querstraßen von Infanterie und Maschinengewehrfeuer bestrichen werden. Die Patrouillen „ermuntern die verängstigten Menschen, die Straßenbahn als verhältnismäßig sicherstes Mittel, um fortzukommen, zu benutzen. Viele riskieren es aber nicht, bleiben in den Hausfluren kleben. Diese stumme Panik in der weglosen Nacht eines zum Kriegsschauplatz gewordenen Straßengewirrs gehört zu den phantastischsten Eindrücken der Revolutionszeit ...“³¹ Und schließlich am 13. Januar: „Im Allgemeinen ist ... in Berlin der Aufstand zu Ende. – Nachts 10.40 heftiges Gefecht, wie mir schien, vor meiner Tür, Gewehrschüsse, Pochen und Rattern schwerer und leichter Maschinengewehre. Manchmal klang es, als ob mit Kolben die Haustür eingeschlagen würde. ... Der ganze Spuk dauerte 20 Minuten.

²⁷ *Thomas Mann, Tagebücher 1918–1921*, hrsg. v. *Peter de Mendelssohn* (Frankfurt a. M. 1979) 4. 5. 1919, 2. 5. 1919.

²⁸ *Thomas Mann, Tagebücher* 2. 5. 1919, 223.

²⁹ *Thomas Mann, Tagebücher* 5. 5. 1919, 227.

³⁰ *Kessler, Tagebuch* 6. 1. 1919.

³¹ *Kessler, Tagebuch* 89.

Um 11 war plötzlich Alles still. Die Spartakisten führen, nachdem ihr großer Schlag misslungen ist, einen Guerilla Krieg in Berlin, tags von den Dächern, nachts in abgelegenen Straßen ...“³² Am 19. 1., dem Tag der Wahl zur Nationalversammlung, fühlte Kessler sich müde von dem „sinnlosen Geschieße“ und verspürte einen „ungeheuren Überdruß gegen revolutionäre Unordnung“³³.

Das Bürgertum führte den Ausbruch der innerstädtischen Gewalt zunächst ganz auf eine vermeintlich lang geplante, zielstrebige Revolutionsstrategie der radikalen Linke zurück. Erst schrittweise präziserte es sein Urteil, indem es zunächst die Volksmarinedivision nicht primär parteipolitisch zuordnete, seit den Revolutionen in den Hauptstädten Deutschlands aber generell Arbeiterschaft und Pöbel verantwortlich machte und seit Anfang Januar 1919 seine Aufmerksamkeit auf den „Spartakus“ und den „Bolschewismus“ konzentrierte. „Spartakus“ entwickelte sich dabei zur Chiffre für Umsturzversuche von links überhaupt³⁴. Der Ebert-Gröner-Pakt und die Regierungsführung der Sozialdemokraten im Rat der Volksbeauftragten, der Einsatz der Freicorps und schließlich die Übertragung der Befehlsgewalt an Gustav Noske am 13. 1. 1919 nahmen die SPD zumindest was den gewaltsamen Aufruhr in den Städten betraf, erst einmal aus der Schusslinie der bürgerlichen Polemik. Linke Intellektuelle und linksliberale Beobachter wie Kessler äußerten sich schon spätestens Ende Januar 1919 vielmehr verbittert über die revolutionäre Untätigkeit der Regierung und die offenen Flanken zur Gegenrevolution.

Die SPD durfte allerdings jetzt wie auch später keinerlei Verständnis für ihr unlösbares Dilemma erwarten: einerseits Klassenkampf – andererseits jetzt Staatspartei zu sein. Zu diesem Dilemma gehörte auch der aus dem Kaiserreich ererbte Widerspruch, dass sie zwar Disziplin und Gewaltlosigkeit anstrebte – schon weil ihr die Gewaltmittel fehlten, dass aber andererseits die „kleine Gewalt“ zur Kultur der Unterschichten gehörte und durch die materielle Not und die politischen Umstände unentwegt reproduziert wurde³⁵. Einerseits war das sozialdemokratische Milieu bei seinen Zivilisierungsanstrengungen sehr erfolgreich. Radikalismus und Bereitschaft zum gewaltsamen Konflikt breiteten sich seit 1916 vor allem dort aus, wo das etablierte Milieu mit Partei- und Gewerkschaftsbindung der Arbeiter aufgrund der Menschenverschiebungen und des Organisationschaos der explodierenden Rüstungswirtschaft erodierte. Jugendliche und neu Zugezogene, im sozialdemokratischen Milieu noch gar nicht oder wenig sozialisierte Arbeiter, bildeten den Treibsatz für die großen Streiks in den Rüstungsbetrieben. Gerade das Fehlen von Erfahrung bei der Konfliktbewältigung förderte die Gewaltneigung³⁶.

³² Kessler, Tagebuch 90.

³³ Kessler, Tagebuch 105.

³⁴ Mallmann, Steffens, Lohn der Mühen 144.

³⁵ Gerhard A. Ritter, Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914 (Bonn 1992) 664 ff.

³⁶ Vgl. z. B. für München: Wilfried Rudloff, Notjahre – Stadtpolitik im Krieg, Inflation und Weltwirtschaftskrise 1914–1933, in: Richard Bauer (Hrsg.), Geschichte der Stadt München (München 1992) 337 ff., 343 ff.

Andererseits hielt das sozialistische Milieu den Spannungen nicht mehr stand, und ein zunehmend mit seiner Herkunftsgemeinschaft verfeindetes „linksproletarisches Milieu“ spaltete sich ab. Die Gründe für die Radikalisierung seit Januar 1917 sind vielfältig: Traditionelle Protest- und Streikgründe wie niedriger Lohn, zu lange Arbeitszeit, Versorgungsmängel stehen am Anfang. Politisierend wirkte dann bis zum 11. 11. 1918 die Forderung nach Frieden, zu deren Erfüllung die Reform des Verfassungssystems erforderlich schien, wie sie in den Oktoberreformen dann auch gewährt wurde.

Seit der Etablierung des Rats der Volksbeauftragten griff eine immer bitterer – und gewaltbereiter – werdende Enttäuschung über das Stagnieren des Umbruchs Platz. Diese Enttäuschung kann in ihrer Bedeutsamkeit überhaupt nicht überschätzt werden: Sie entspricht den enormen Erwartungen, die sich durch die physischen Strapazen, die Millionen Todesopfer und Verletzten im Krieg und die tatsächlich im Hindenburgprogramm erreichten sozial- und integrationspolitischen Erfolge aufgestaut hatten. Die Konfrontation mit den Regierungstruppen und Freicorps trieb beide Seiten, Arbeiter und Soldaten, in einen abgrundtiefen Hass hinein.

Das proletarische Milieu des Kaiserreiches lebte nach 1918 fort, aber es wandelte sich partiell auch. Für die Linke brachte die Revolution auf der Ebene der politischen Körperschaft Stadt tatsächlich enorme Verbesserungen. Mit der endgültigen Demokratisierung der Kommunalwahlrechte gewannen SPD, USPD und zunehmend auch KPD zusammengekommen die Mehrheit in den Parlamenten der großen Städte, und dementsprechend verlor das Bürgertum seine bis dahin zwar erodierende, aber immer noch dominante Stellung. Mit dem rechtlichen Wandel von der Bürger- zur Einwohnergemeinde und der industriellen Urbanisierung entfremdete sich das bis dahin noch immer ständisch geprägte Bürgertum seinem ursprünglichen politischen Ort. Die übersichtliche Bürgerlichkeit in der Stadt war – je nach örtlichen Bedingungen – schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts geschwunden. Für die politische Körperschaft „Stadt“ war das kein Nachteil, die sozialdemokratisch dominierte Kommunalpolitik mit der noch bürgerlich geprägten Leistungsverwaltung als Basis zählt zu den Aktivposten der Weimarer Jahre – bis auch der Gemeindeparlamentarismus seit 1930 nicht mehr richtig funktionierte. Gleichwohl könnte man sagen, dass die Städte als der leistungsfähigste Teil der öffentlichen Verwaltung nicht genügend genutzt wurden zur Stabilisierung der Republik. Das lag an einer merkwürdig verfehlten Finanzpolitik der Republik, die – sicher nicht ganz zufällig – die kommunale Ebene vernachlässigte. Es liegt aber davor schon und als Grundeinstellung bis 1933 weiterwirkend, auch am Autoritätsverlust von Stadtverwaltung und ihrer Organe³⁷.

Dass die Gemeinden über keine schlagkräftige eigene Polizei verfügten, sondern ganz auf die Ordnungsmacht der Landespolizeien, in Preußen der sogenann-

³⁷ Dieter Rebenisch, Verfassungswandel und Verwaltungsstaat vor und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, in: Jürgen Heideking u. a. (Hrsg.), Wege in die Zeitgeschichte (Berlin, New York 1989) 123–150.

ten Schupo, der Schutzpolizei, angewiesen waren, hat die Entfremdung zwischen Stadtbewohnern und Ordnungsmacht insgesamt sicher gefördert. Die Stadt hatte seit der Kriegswende unter dem generellen Legitimationsverlust der Behörden zu leiden, zumal dort, wo sie als verlängerter Arm der Kriegswirtschaft zu dienen hatte. Daher ist es logisch, dass Subsistenzproteste jede Art „staatlicher Autorität“ lokal untergruben. Der ohnehin antiinstitutionelle Syndikalismus in den schwerindustriellen Zentren betrachtete vor allem den Betrieb als seinen eigentlichen Handlungsort, nicht die städtische oder gesamtstaatliche Gewerkschaftsorganisation³⁸. Selbst wo der Betrieb und das zugehörige Wohnquartier in einem überschaubaren politisch-organisatorischen Zusammenhang blieben, machten sich antiorganisatorische Affekte und Effekte geltend. Protestierende und demonstrierende Arbeiter konnten sich, wenn ihre Verhandlungen – wie bis 1923 häufig – mit einem Erfolg endeten, nicht ohne Grund als Beherrscher des Ortes fühlen – bis dann die Ordnungskräfte mit meist unsensibler und übertriebener Härte durchgriffen. In den Versorgungskrisen bis 1924 machte sich ein „Nahrungsregionalismus“³⁹ breit, man kann auch sagen „Nahrungslokalismus“. Für die Syndikalisten, aber auch – mehr als lange gedacht – die Kommunisten, wurde der städtische Raum zur eigentlichen Handlungseinheit. In der großen Stadt selbst setzte sich die Desintegration der städtischen Gesamtgesellschaft noch weiter fort. Die Berliner Revolutionskämpfe konzentrierten sich auf bestimmte Orte, ansonsten ging das Leben weiter als sei nichts gewesen. Kessler im März 1919: „Im Osten von Berlin, am Friedrichshain, geht die Straßenschlacht, ein Rückzuggefecht der Spartakisten noch immer weiter. Und während in den Straßen gemordet wird, tanzt und lacht Berlin W. ohne Herzbeschwerden. Ja man merkt und hört ... hier eigentlich nichts von der Bartholomäusnacht. Der Streik war Allen unbequem; nach seinem Ende könnten aber noch viel mehr Tausende ermordet werden, ohne zu stören. Die große Stadt verschluckt auch diese.“⁴⁰

IV.

Ausübung von körperlicher Gewalt ist immer der Versuch einer „Übermächtigkeit“, also der Gewinnung oder Ausübung von Macht. Die große Stadt ist der Sitz der „Kultur“ und ihres vermeintlichen Verfalls und muss deshalb, wenn es nicht anders geht, gewaltsam in Besitz genommen werden. Aber sie ist auch der

³⁸ Hartewig, Das unberechenbare Jahrzehnt 265–275; Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924 (Berlin, Bonn 21985) 159ff; Hans Mommsen, Ulrich Borsdorf (Hrsg.), Glück auf Kameraden! Die Bergarbeiter und ihre Organisationen in Deutschland (Köln 1979); Erhard Lucas, Ursachen und Verlauf der Bergarbeiterbewegung in Hamborn und im westlichen Ruhrgebiet 1918/19, in: Duisburger Forschungen 15 (1971) 1–119; Erhard Lucas, Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung (Frankfurt a.M. 1976).

³⁹ Geyer, Teuerungsprotest 334.

⁴⁰ Kessler, Tagebuch 8. 3. 1919, 177.

Sitz der Macht. In Haupt- und Residenzstädten, und derer gab es in Deutschland bekanntlich viele, erweitert sich mit der bürgerkriegsartigen Konfrontation der Kampf in der Stadt zum Kampf um die Stadt und um den Staat. Hauptstädte versammeln die zentralörtlichen und staatlichen Funktionen. Dort arbeiten Regierung, Parlament und Verwaltungen, dort konzentrieren sich auch Militär und Polizei. Ihr Sitz wird zu Brennpunkten des Kampfes – der Funktionen, aber auch ihrer symbolischen Ausstrahlung wegen. Die blutige Berliner Revolution machte das Schloss, den Reichstag und seine Umgebung, die Innenstadt insgesamt zum wichtigsten Kampffeld. In München stürzte die Monarchie nach einem Marsch von der Baviagekrönten Theresienwiese über einen erheblichen Umweg zu den Kasernen der Hauptstadt und endete dann an der Residenz. Der Staatsstreichversuch Hitlers vom 9. November 1923 begann und scheiterte mit dem Marsch zum innerstädtischen militärisch-politischen Symbolort „Feldherrnhalle“. Die Herrschaft der bolschewistischen Räte und der sogenannten „Roten Armee“ ging in blutigen Kämpfen auf den Straßen Münchens zu Ende.

Wer die Stadt beherrscht, beherrscht das Land. So jedenfalls die gängige Vorstellung. In den bürgerkriegsnahen Phasen der Weimarer Republik ging es in Berlin in den Wahlkämpfen zunächst darum, die Stadt mit den eigenen politischen Symbolen und optischen Zeichen zu besetzen, indem die Parteien ganze Straßen und Viertel mit Fahnen, Transparenten, Zeichen und Plakaten überschwemmten. „Vorwärts, Genossen, macht das ganze Arbeiter-Berlin zu einem Riesentransparent für Liste drei“, forderte im Reichstags-Wahlkampf vom Juli 1932 die „Rote Fahne“. Das Berliner Tageblatt sprach von einem förmlichen „Flaggenkrieg“⁴¹.

Die KPD glaubte sowohl in der Früh- wie in der Endphase der Weimarer Republik den Staat nur erobern zu können, wenn der „Riese Proletariat“, der auf den Plakaten seine Gegner mit einem Faustschlag hinwegfegte, die Vorherrschaft auf der Straße erkämpft habe⁴². Hitler reagierte darauf mit der Parole, man habe „dem Marxismus beizubringen, daß der künftige Herrscher der Straße der Nationalismus“ sei, „genauso, wie er einst der Herr des Staates sein wird“⁴³. Goebbels setzte bekanntlich diese Maxime in die NSDAP und SA-Demonstrations- und Gewaltstrategie in ausgewählten Berliner Arbeitervierteln um. Wie das funktionierte, und was sich dabei abspielte, hat Sven Reichardt präzise analysiert.

Gleichwohl wäre es nicht richtig, die Machtergreifung der Nationalsozialisten aus dem Verlust staatlicher Autorität in Berliner Stadtvierteln zu erklären, wie das Pamela Swett beansprucht hat. Die großen Städte blieben wegen ihres proletari-

⁴¹ Vgl. *Gerhard Paul*, Krieg der Symbole. Formen und Inhalte des symbolpublizistischen Bürgerkrieges 1932, in: *Diethart Kerbs, Henrick Stahr* (Hrsg.), Berlin 1932. Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Politik, Symbole, Medien (Berlin 1992) 38.

⁴² Vgl. *Silvia Orth*, Der „Riese Proletariat“ und sein Gefolge. Selbstinszenierung der KPD während der Weimarer Republik in Presse und Propaganda (Magisterarbeit HU Berlin 2006). Vgl. allgemein *Thomas Mergel*, Propaganda in der Kultur des Schauens. Visuelle Politik in der Weimarer Republik, in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933 (München 2007) 531–560.

⁴³ Zit. *Marie-Luise Ehls*, Protest und Propaganda. Demonstrationen in Berlin zur Zeit der Weimarer Republik (Berlin 1997) 366.

schen Bevölkerungsanteils trotz der Anfälligkeit zahlreicher Arbeiter für SA und NSDAP eher unwirtliches Gelände. Peukerts These vom erfolgreichen Aufstand der Provinz lässt sich durch eine noch so gekonnte Analyse des „Kleinen Bürgerkriegs“ in einem Kreuzberger Arbeiterquartier nicht aushebeln. Die Reichstagswahl von 1928 brachte den Nazis vor allem in den großen Städten eine schwere Niederlage. Die Wahlergebnisse in den großen Städten rechtfertigten den Anspruch der Nazis, die Gesamtnation zu repräsentieren, in keiner Weise. Eher nützte die Metropole Berlin den Nationalsozialisten als Objekt eines traditionalistisch eingefärbten propagandistischen Gegenschlags gegen die moderne Kultur⁴⁴.

Trotzdem hat die tiefgreifende Gewalterfahrung in den städtischen Zentren des Semibürgerkriegs insbesondere seit 1929 die Widerstandskraft der Republik entschieden geschwächt. Das betrifft die zweifellos wachsende Gewaltakzeptanz im Bürgertum seit der Revolution. Sie ist angesichts der Gewalt- und Bürgerkriegsrhetorik der Kommunisten nicht völlig unverständlich. Da die Bürger rechts der DDP die eigenen immer lauter werdenden Gewaltparolen und die eigene Gewaltpraxis im Stahlhelm ernst nahmen – warum hätten sie dann die martialische Gewaltsprache der Kommunisten scharfsinnig als das durchschauen sollen, was sie tatsächlich weitgehend war: Verbalradikalismus. Der Hinweis auf die Relevanz der großstädtischen Gewalterfahrung lässt sich abschließend zuspitzen auf das Exempel des „Planspiels Ott“ der Reichswehrführung von Ende November 1932. Die Reichswehrführung spielte die von Papen und Schleicher ernsthaft erwogene Möglichkeit durch, den Notstand auszurufen, um so aus der Staatskrise und der Sorge vor einer Kanzlerschaft Hitlers herauszukommen. Die Reichswehr hätte in diesem Falle die möglichen Unruhen durch die Verhängung des militärischen Ausnahmezustands unterbinden oder ersticken müssen. Das Planspiel Ott sollte die Frage klären, ob die Reichswehr diese Aufgabe erfüllen konnte⁴⁵.

Das Ergebnis war negativ, die Reichswehr riet vom Ausnahmezustand ab. Ott urteilte, dass nach der Wahl vom 6. November mit mehr als 70% Anti-Papenstimmen und der zu erwartenden Mobilisierung von Demonstranten und Parteiarmeen die Ordnung nicht garantiert werden könne. Das war mit großer Wahrscheinlichkeit eine Fehleinschätzung. Entscheidend für das Votum war eine Reihe von Vorannahmen, die alle auf die Gewalterfahrungen seit 1918 rekurrierten – und sie projektiv übersteigerten. An der Ostgrenze rechneten die Offiziere mit einer polnischen Offensive. Im Inneren seien die legitimen Träger des staatlichen Gewaltmonopols, die Technische Nothilfe und die Polizei, einem möglichen Kommunisten-Aufbruch auch bei zusätzlichem Einsatz des 100 000-Mann-Heeres nicht gewachsen. Das Gewaltpotential von SA und Nationalsozialisten insgesamt wurde als zusätzliche Unsicherheit eingeschätzt. Es gibt viele Argumente dafür, dass die Reichswehr die Lage völlig falsch einschätzte und die Gefahr eines nicht

⁴⁴ Detlev Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne* (Frankfurt a. M. 1987) 226 ff., 228.

⁴⁵ Vgl. Wolfram Pyta, *Das Planspiel Ott*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* (2009).

mehr beherrschbaren Bürgerkriegs stark übertrieb. Es waren die Erfahrungen aus Berlin, aus den Ballungszentren des Ruhrgebiets und aus den kleineren mitteldeutschen Städten, die zu dieser Fehleinschätzung führten. Es ist keineswegs sicher, dass die Verhängung des militärischen Ausnahmezustands die Republik wirklich gerettet hätte. Aber die Erfahrung der Gewalt in den großen Städten von rechts und von links und ein möglicher Angriff beider Extreme auf die Staatsordnung der Weimarer Republik – wenn auch mit ganz unterschiedlichen Zielen – hatte so viel Angst geschürt, dass selbst die sehr schlagkräftigen Inhaber der legitimen Gewaltmittel von vornherein darauf verzichteten, das staatliche Gewaltmonopol ernsthaft zu verteidigen.

V.

Die deutsche Gesellschaft befand sich seit Kriegsbeginn in einem Zustand dauernder Erregung, die durch die Demütigung der Kriegsniederlage und die revolutionären Ereignisse noch einmal gesteigert wurde. Die Emotionen schäumten über, und die Plätze, Straßen und Säle der großen Städte boten die Bühne, sie auszuleben und darzustellen.

Bedrängender schien aber zunächst der Hass auf der Straße. Dort spielten sich Gewaltexzesse ab, die durch das brutale Vorgehen der Regierungstruppen geschürt wurden und gerechtfertigt erschienen. In Lichtenberg kam es zu einem Polizistenmord⁴⁶. Im Norden Berlins wurden „Reinhard-Soldaten von der Menge in Stücke gerissen“. „Soldaten mißhandelten Gefangene auf offener Straße mit der Peitsche.“ Zur Entschuldigung sagte der zuständige Leutnant, „der Gefangene habe drei Ausweise von verschwundenen Offizieren des Regimentes bei sich gehabt ... die Erbitterung der Leute sei grenzenlos, gestern abend sei ein Wachtmeister des Regimentes von Spartakisten angehalten und kurzerhand auf der Straße erschossen worden. Zwei Soldaten des Regimentes seien von den Spartakisten ins Wasser geworfen, anderen die Kehlen durchschnitten.“⁴⁷ Seit der Ermordung von Karl Liebknecht sei – so Kessler – ein neues Element in die deutsche Revolution gekommen: „das Element der Vendetta, der Blutrache, das in allen großen Revolutionen treibend wird und als letzte von den revolutionären Kräften übrigbleibt, wenn alle anderen ausgebrannt oder befriedigt sind“⁴⁸.

Linksintellektuelle wie Wieland Herzfelde mokierten sich, wenn sie ihre eigene Erregung abzuspalten vermochten, etwa über eine Versammlung der Kommunisten: „Die deutschen Arbeiter regen sich bis zur Sinnlosigkeit auf.“⁴⁹ Im Ruhrkampf klagte Stresemann nach einer Versammlung auf dem Berliner Königsplatz, dass die Volksredner viel radikaler gewesen seien als die Offiziellen.

⁴⁶ Kessler, Tagebuch 9. 3. 1919.

⁴⁷ Kessler, Tagebuch 176.

⁴⁸ Kessler, Tagebuch 177.

⁴⁹ Kessler, Tagebuch 3. 5. 1919.

Aber der Erregung des Volkes entsprach sehr wohl etwa die „unbeschreibliche Niedergeschlagenheit“, die Kessler nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages befiel, oder der Tumult in der Weimarer Nationalversammlung während einer Debatte Erzberger-Graefe, bei dem, so Kessler, auch Blut hätte fließen können⁵⁰. Oskar Maria Graf schildert in seinem Meisterwerk „Wir sind Gefangene“ von 1927 einen Diskussionsabend der USPD in München Anfang November 1918, wo Ernst Toller „eine flammende Rede gegen den Krieg (hielt). Hitzig, ekstatisch, mit wilden Gestikulationen und verzerrtem Gesicht schrie er seine Gefühle heraus. Er zitterte wie fiebernd und schäumte auf den Lippen. Ganz schwarz kam er mir vor. Tiefe, dunkle Augen, schwarze, dichte Haare, schöne Augenbrauen und ein etwas gelbliches Gesicht. „Ihr Mütter“ hub er an – immer wieder und malte er mit dichterisch rhetorischem Feuer die Greuel des Krieges, „Ihr Brüder und Schwestern“ er riss alle mit. Einzelne Frauen weinten oder wurden ganz wild. „Nieder mit dem Krieg! An den Galgen mit Ludendorff! stimmte alles zu. Geweckt und unternehmend gingen wir auseinander!“⁵¹ Graf ist es auch, der das Element zerstörerischer Gewaltbereitschaft anspricht, die sich in die Demonstrationen und Gewalttaten der Revolutionstage einmischt: den raschen Umschwung der Gefühle nach dem Eisner-Mord, das Bedürfnis nach Rache für Benachteiligungen und Kränkungen. In paroxysmalem Erregungszustand stößt er, auf der Straße gehend, immer wieder die Worte aus: „Nieder, nieder!“ – mit allen, die ihn gedemütigt haben – und das sind so gut wie alle; „... Wenn man jahrelang immer in widerwärtiger, erniedrigender Unsicherheit steht, dann bekommt man Hunger. Hunger nach gutem Leben, Hunger nach Macht, Hunger auf alles Annehmliche, was die anderen haben, die Satten, die Sicherer und die Überlegenen. Gelten will man was, nicht immer getreten sein, nicht Tag für Tag im Pech stehen.“⁵² Die Stadt wird zum Schauplatz anarchischer Regungen. Es hat daher Logik, wenn die radikalpazifistischen intellektuellen Anarchisten wie Gustav Landauer und Erich Mühsam ins aufgewühlte München eilten und dort Opfer der Gewalt wurden. Ein desillusionierter anarchistischer Dadaist, Spartakuskämpfer und Linkskommunist wie Franz Jung führte die „Welle von Gewalt und Zerstörung“ letzten Endes auf eine anthropologische Grunddisposition zurück: Sie war für ihn „organisch bedingt, sie kommt von innen her und ist auch von innen ausgelöst. Es ist nicht nur Wut und Haß – es ist die Panik, die innere Panik unserer Existenz, ... die lange Zeit niedergehalten werden kann, einmal aber zur Entfaltung kommt und dann durchbricht. Jeder weiß, wie gut das tut.“⁵³ Andere, zeitgenössisch sehr viel gängigere Erklärungen dagegen deuteten historisierend die Gewalt in der Stadt als pure Fortsetzung des Krieges auf einem veränderten Schlachtfeld.

⁵⁰ Kessler, Tagebuch 22. 6. 1919 und 25. 7. 1919.

⁵¹ Oskar Maria Graf, *Wir sind Gefangene*. Ein Bekenntnis (1927) (München 1986) 342.

⁵² Graf, *Wir sind Gefangene* 370.

⁵³ Franz Jung, *Der Torpedokäfer* (unveränd. Nachdruck von „Der Weg nach unten“, Neuwied, Berlin 1972) 114.

VI.

In der alteuropäischen Überlieferung war die Stadt der Ort des Friedens gewesen. Stadtluft machte frei und garantierte zumindest grundsätzlich Gewaltfreiheit. Seit dem 18. Jahrhundert drang in Bezug auf London und Paris der Topos von der „Hure Babylon“ vor, was nicht rein negativ gemeint war, die Hure repräsentiert bekanntlich neben der moralischen Gefährdung durch das Laster auch Lockung und Reiz. Das Revolutionszeitalter und das rasante Wachstum, vor allem von London und Paris, brachten in die Darstellung der Stadt etwa bei Charles Dickens oder Eugen Sué auch das Verbrechen und die Gewalt. Aber zumindest in Deutschland blieb bis 1914 das Land die eigentliche Heimat von Gewalt und Verbrechen – im Einklang mit der zumindest in diesem Punkt eindeutigen Aussage der Kriminalstatistik. Erst der Erste Weltkrieg veränderte die Szene vollständig – ungeachtet der Schwarzmalerei der Großstadtkritiker und Agrarromantiker, die, bemerkenswert parallel zum endgültigen statistischen Übergang von der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft in den 90er Jahren, die Stadt gleichsetzten mit Industrie und Proletariat, Nervenüberreizung und ungezügelter Sinnenlust, Alkohol und Prostitution, und, Summa Summarum, Gewalt. In den literarischen Konstruktionen des urbanen Raums nach dem Krieg erst findet sich die „unlös-bare Verknüpfung von Produktion und Destruktion, Anonymität, Subjektverlust und die schrankenlose Gewalt, die der rational kalkulierte Destruktionsraum der Front konstituierte“. „Das räumliche Gedächtnis strukturiert die Topographie der Städte in Analogie zur Grabenlandschaft. Straßen, Mauern, Verkehr sprechen nun eine andere Sprache als vor dem Krieg und enthüllen durch sie ihren wahren Charakter.“⁵⁴ Die Stadt stellt sich dar als Frontlandschaft, die mit Materialien wie Stahl, Beton, Holz arbeitet. Düstere Verse Rilkes von 1903 haben das schon angespielt, aber erst die Nachkriegsliteratur der Döblin, Brecht, Jünger exerzierte die Kriegs-analogie wirklich durch.

In Döblins „Berlin Alexanderplatz“ schwingen zwar Elemente aus Georg Simmels Großstadtanalyse der Jahrhundertwende nach, Reizüberflutung, fragmentierte Wahrnehmung und die Notwendigkeit blasierter Distanz, aber der Grundton ist härter und schriller. Überall ist Front. Wie ein Soldat marschiert Franz Biberkopf nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in die Stadt, er bewegt sich in unübersichtlichem Gelände und wird schon auf der Suche nach der Front in Kämpfe verwickelt. Die Zeichen der Trümmerlandschaft Stadt weiß er nicht zu deuten. Die Schilderung seiner Konfrontation mit Reinhold hat die Form einer Schlachtbeschreibung: „Achtung, Mensch, wenn Granaten kommen, gibts Dreck, vorwärts, Beene hoch, schlankweg durch, ick muß raus, vorwärts, mehr als die

⁵⁴ Bernd Hüppauf, Die Stadt als imaginärer Kriegsschauplatz, in: Zeitschrift für Germanistik 2 (1995) 318. Im Folgenden stütze ich mich im Wesentlichen auf diesen ausgezeichneten Aufsatz.

Knochen können mir nicht zerschlagen werden ... Schritt gefaßt, eins, zwei, eins, zwei, links rechts, links rechts, ... es geht durch Berlin.“⁵⁵

In Brechts Stücken ist mehr noch als in den Zerfallsphantasien seiner Lyrik die Stadt der Ort anarchistischer Destruktion. Unter der Chiffre „Chicago“ deutet er die Stadt nicht als zivile, sondern zynisch als „heroische Landschaft“⁵⁶. Im Tagebuch notiert er schon früh, 1921, seine Entdeckung, dass die „Feindseligkeit der großen Stadt, ihre bössartige steinerne Konsistenz“ als „Dschungel“ beschrieben werden kann⁵⁷. In „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ wird zwar wenig geschossen beziehungsweise „niedergeknallt“, aber an die Stelle der Kugeln und der sichtbaren Gewalt ist die gnadenlose und tödliche Gewalt des Geldes getreten. Es wäre verfehlt, die Gewalt und Armseligkeit im Stück als Element von Sozialkritik zu verstehen. Das Stück „macht überhaupt keinen Versuch den Kriegsschauplatz Stadt zu verstehen“⁵⁸, und schon gar nicht werden Krieg und Kampf in der Stadt mit den Sinndeutungskonzepten der Nachkriegsjahre – Klassenkampf, Nation, Kultur, Mythos – verbunden. Vielmehr ist die Stadt „Dschungel“ und verweist so auf ein Motiv, das am krasssten vielleicht Ernst Jünger in glitzernder Großstadtsprache formuliert hat.

Die Einleitung von „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (Erstausgabe 1922) singt das Hohe Lied des Krieges als Vater aller Dinge, „der die Menschen und ihre Zeiten zu dem machte, was sie sind“. Dann wird die große Stadt der Vorkriegszeit historisierend geschildert: „Im Schoße versponnener Kultur lebten wir zusammen, enger als Menschen zuvor, in Geschäfte und Lüste zersplittert, durch schimmernde Plätze und Untergrundschächte saugend, in Cafés vom Glanze der Spiegel umstellt, Straßen, Bänder farbigen Lichtes, Bars voll schillernder Liköre, Konferenztische und letzter Schrei ...“ Aber das ist zu Ende und für die eigentliche Botschaft wendet sich Jünger direkt an die Leser: „Hört Ihr nicht, wie er (der Krieg) aus tausend Städten brüllt, wie rings Gewitter uns umtürmen, wie damals, als der Ring der Schlachten uns umschloß?“ Unterhalb der glänzend polierten Schale der städtischen Zivilisation brachen Jünger zufolge im Krieg die Triebe durch, „das einzige und Heilige und die letzte Vernunft. Und alles, was das Hirn im Laufe der Jahrhunderte in immer schärfere Formen gestaltet hatte, diente nur dazu, die Wucht der Faust ins Ungemessene zu steigern.“⁵⁹ Es ist dasselbe Motiv, das Sigmund Freud unter der Überschrift „Die Enttäuschung des Krieges“ 1915 eingeführt hatte, die Regression hinter den zivilisatorischen Auftrag „Du sollst nicht töten“. Für Jünger liegt der lustvolle und befreiende Zivilisationsbruch des Krieges nun zwar zurück, aber seine Folgen beherrschen weiterhin die Kultur. In dem wohl grauenhaftesten Capriccio aus seinem „Abenteuerlichen Herz“ von 1929

⁵⁵ Hüppauf, Die Stadt 324. Vgl. auch Maria Tatar, „Wie süß ist es, sich zu opfern“. Gender, Violence and Agency in Döblin's Berlin Alexanderplatz, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 66 (1992) 491–518.

⁵⁶ Hüppauf, Die Stadt 325.

⁵⁷ Zit. nach Hüppauf, Die Stadt 326.

⁵⁸ Hüppauf, Die Stadt 327.

⁵⁹ Ernst Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis. Sämtliche Werke 7 (Stuttgart 1980) 12 f.

notiert Jünger unter der Ortsbezeichnung „Steglitz“ und der Überschrift „Violette Endivien“: „Ich trat in ein üppiges Schlemmergeschäft ein, weil eine im Schaufenster ausgestellte, ganz besondere violette Art von Endivien mir aufgefallen war. Es überraschte mich nicht, daß der Verkäufer mir erklärte, die einzige Sorte Fleisch, für die dieses Gericht als Zukost in Frage käme, sei Menschenfleisch – ich hatte das vielmehr schon dunkel vorausgeahnt.“ Es entspinnt sich eine Unterhaltung über die Art der Zubereitung und Käufer und Verkäufer steigen in die Kühlräume hinab, in denen man die Menschen, „wie Hasen vor dem Laden eines Wildbrethändlers, an den Wänden hängen sah ... Als wir die Treppe wieder hinaufstiegen, machte ich die Bemerkung: „Ich wußte nicht, daß die Zivilisation in dieser Stadt schon so weit fortgeschritten ist – worauf der Verkäufer einen Augenblick zu stutzen schien um dann mit einem sehr verbindlichen Lächeln zu quittieren.“⁶⁰

VII.

Wahrscheinlich hat Ernst Jünger mit diesem Capriccio sogar auf ein reales Ereignis angespielt, die Mordserie des Massenmörders Haarmann in Hannover 1925. Haarmann hatte seine Opfer im sexuellen Rausch erwürgt und entsorgte dann die Leichen, indem er sie zerstückelte und in die Leine warf. Das deutsche, aber auch internationale Publikum zeigte sich besonders fasziniert von dem Verdacht, dass der Fleischhändler Haarmann die Leichenteile verkauft haben könnte und dass diese von Hannoveraner Bürgern auf dem Mittagstisch verspeist worden sein könnten⁶¹. Ähnlich wie der Serienmörder Kürten in Düsseldorf ist der Fall Haarmann symptomatisch für die enorme Konjunktur sexueller Gewalt in den Medien der Weimarer Republik – und diese ist ein Phänomen der Großstadt. Insbesondere Berlin sorgte für sprichwörtliche berühmte Kriminalfälle. Zum Prozess gegen Paul Kranz, nach einer Schülermordaffäre in Berlin Steglitz 1927, fand sich eine internationale Reporterschar ein, die das zur Sensation erhobene Geschehen weltweit bekannt machte⁶². Berlin galt als Zentrum des Verbrechens, sexuelle Ge-

⁶⁰ Ernst Jünger, Das abenteuerliche Herz, Ernst Jüngers sämtliche Werke. Essays III (Stuttgart o.J.) 184.

⁶¹ Vgl. die zeitgenössische Reportage: Theodor Lessing, Ein Kriminalfall (1924), in: Theodor Lessing, Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs und andere Gerichtsreportagen, hrsg. u. eingel. v. Rainer Marwedel (München 1995) 31–35. Zum Umgang mit dem Verbrechen und seiner journalistischen Darstellung vgl. insgesamt: Daniel Siemens, Metropole und Verbrechen. Die Gerichtsreportage in Berlin, Paris und Chicago 1919–1933 (Stuttgart 2007). Thomas Kailer, Werwölfe, Triebtäter, minderwertige Psychopathen. Bedingungen von Wissenspopularisierung: Der Fall Haarmann, in: Carsten Kretschmann (Hrsg.), Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel (Berlin 2003) 323–359. Vgl. zum Ganzen Urte Helduser, Himmelbett des aufgeschlitzten Mädchens. Darstellungen sexueller Gewalt in der Literatur der Weimarer Republik, in: Der Deutschunterricht 6 (2000) 48f.

⁶² Siemens, Metropole und Verbrechen 267–289; Wolfgang Schild, Berühmte Berliner Kriminalprozesse der 20er Jahre, in: Friedrich Ebel (Hrsg.), Rechtsentwicklungen in Berlin (Berlin 1988) 164ff.

walt wurde in die Vorstellung von der Großstadt als Hure Babylon eingebaut, Straßenmädchen, Huren oder Dirnen und jetzt, seit dem Fall Kranz, auch sexuell und moralisch desorientierte Schüler aus besseren Kreisen dienten als Chiffren für den Zustand der Stadt nach dem Ersten Weltkrieg, mit Verelendung, mit Gewalt und Destruktion⁶³.

Der Großstadtdiskurs der 20er Jahre kreierte aus der Regression auf das vermeintlich Elementare, auf die Existenz des – freudianisch – „Urmenschen“ unter der dünnen Schicht der Zivilisation, und aus dem alltäglichen – elementaren – Krieg der Großstadtextistenz neue Ordnungsvorstellungen. Auf den liberalen Diskurs, wie er bemerkenswerterweise gerade auch in der Justiz bis 1933 stark blieb, kann hier leider nicht eingegangen werden. Vielmehr soll zum Schluss wenigstens angedeutet werden, wie der Großstadtdiskurs und auch die politische Praxis der radikalen Parteien an einer zerstörerischen, aber zukunftssträchtigen Ordnungsvorstellung arbeiteten, der (Schein-)Versöhnung durch Gewalt.

Ein berühmtes und cineastisch hochgeschätztes Artefakt der „Weimar Culture“, Fritz Langs „M. Eine Stadt sucht einen Mörder“, nimmt das Motiv des Lustmordes auf. Lang spart die eigentliche Tat, den Mord an einem kleinen Mädchen aus, er ist das „Unsagbare und Unzeigbare, der Abgrund und zugleich das Gravitationszentrum“, um das herum Bilder und Texte gruppiert sind⁶⁴. Das Äußere des Mörders erinnert direkt an Kürten, doch weicht Lang mit den Merkmalen der Gewalttaten vom realen Hintergrund ab⁶⁵. Der ursprüngliche Titel „M. Mörder unter uns“ weist auf einen originär liberalen Gedanken hin: dass in jedem Mitglied der Gesellschaft ein potentieller Mörder steckt. Die Stadt ist durch den Kindermord in hysterische Aufregung versetzt – womit Lang die tatsächliche Reaktion der Öffentlichkeit auf die Kürten-Morde aufnimmt. Die deutsche Presse interessierte sich bei Kürten weniger für den Verbrecher selbst und seine Psyche, wobei sie sich zudem teilweise mit der Erklärung des Verbrechens aus der Not von Krieg und Inflation begnügte und Kürten als Opfer der Umstände darstellte. Im Zentrum der Aufmerksamkeit und Berichterstattung stand vielmehr die erregte Reaktion der Bevölkerung. Selbst die Polizei habe – so Maria Tatar in ihrer Deutung – weniger auf die Psychose des Mörders geachtet, als auf die von ihm ausgelöste Massenpsychose⁶⁶. Im Film hält der zuständige Kriminalbeamte die

⁶³ Helduser, Himmelbett 46, 47.

⁶⁴ Martin Lindner, Der Mythos ‚Lustmord‘. Serienmörder in der deutschen Literatur, dem Film und der bildenden Kunst zwischen 1892 und 1932, in: Joachim Linder, Claus-Michael Ort (Hrsg.), Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart (Tübingen 1999) 273–305, hier 282.

⁶⁵ Lindner, Mythos ‚Lustmord‘ 298.

⁶⁶ Maria Tatar, Lustmord. Sexual Murder in Weimar Germany (Princeton 1995). Vgl. auch Joachim Linder, Claus-Michael Ort, Zur sozialen Konstruktion der Übertretung und zu ihren Repräsentationen im 20. Jahrhundert, in: Joachim Linder, Claus-Michael Ort in Zusammenarbeit mit Jörg Schönert, Marianne Wünsch (Hrsg.), Verbrechen – Justiz – Medien [wie Anm. 64] 3–80. Für die kriminologischen Interpretamente: Peter Becker, Die Erfindung und Identifizierung des Bösen: Der Kriminelle, in: Gerd Krumeich, Hartmut Lehmann

Prinzipien einer strikt rechtsstaatlichen Tätersuche unbeirrt aufrecht, aber er kann in der Anonymität der Großstadt den Mörder nicht finden. Schließlich greift ein Teil der Bevölkerung, und zwar die „Unterwelt“, zur Selbsthilfe. Auf der Suche nach dem Mörder wird, nach dem Versagen der herkömmlichen Mittel und zuständigen Behörden, die Stadt zur Selbsthilfestadt. Das interne Kommunikationssystem, und auch der Corpsgeist der Ganoven, führen schließlich zur Entdeckung und Ergreifung des Täters⁶⁷. Filmisch außerordentlich suggestiv setzt Fritz Lang dabei das „Ornament der Masse“⁶⁸ in Szene. Die „Masse“ der Gauner identifiziert hoch erregt durch außerlegale Mittel den Täter und stößt den Mädchenmörder als verachteten Außenseiter des kriminellen Milieus, aber auch der geängstigten Stadt insgesamt, aus. Zu Recht ist gesagt worden, dass die Nationalsozialisten auf solche Strategien, die auf Gewalt mit kollektiver Verfolgung antworten, leicht zurückgreifen konnten.

Die Stadt wird dabei zum Symbol für die Gesellschaft und den Staat überhaupt. Der Berliner Klinikarzt Alfred Döblin registrierte zu seiner Arbeit mit „Kriminellen“: „So hatte ich ein eigentümliches Bild von dieser unserer Gesellschaft: Wie es da keine so straff formulierbare Grenze zwischen Kriminellen und Nichtkriminellen gibt, wie an allen möglichen Stellen die Gesellschaft – oder besser, das was ich sah – von Kriminalität unterwühlt war.“⁶⁹

Nicht nur die – spezifisch großstädtische – kriminelle Gewalt des Außenseiters wird durch außerlegale Menschenjagd eliminiert. Der Dämon Anarchie ermöglichte darüber hinaus manche Ordnungsvisionen der radikalen Linken und Rechten: die vermeintliche gesellschaftliche Versöhnung. Johannes R. Becher entwickelt in Anlehnung an Marx aus der strukturellen Gewalt der bürgerlichen Gesellschaft auf dem Boden der Stadt die Perspektive eines gewaltsamen Durchbruchs zur endlich friedlichen, versöhnten Gesellschaft: „Die ganze Gesellschaft ist jedoch nichts weiter als Gewalt ... Ist nicht die Arbeitsstätte heute für die weitaus meisten Menschen eine Schlachtbank?! Der ganze Produktionsprozeß ist Gewalt, die Art und Weise, wie produziert, wie verteilt und wie verdient wird ... Der ganze Gesellschaftsapparat, samt Staat, Beamtenmaschine, Militär, Polizei dazu: Gewalt, Gewalt, nichts als Gewalt. Und sieh: Dieser friedliche Gewaltkörper bricht eines Tages plötzlich aus, und ... das ist der Krieg ...“⁷⁰ Zumindest im Traum ist es für Becher möglich, den Ausbruch zu einer befreienden Revolutionsbewegung hinzusteuern, wobei Becher allerdings ein „politisches Bewußtsein vom Verlauf der Front“ voraussetzt. Becher verbindet hier also die strukturelle Gewalt des Zivilisationsprozesses mit der Regressionsthese in einem linken My-

(Hrsg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Göttingen 2000) 9–33.

⁶⁷ Vgl. Todd Herzog, „Den Verbrecher erkennen“. Zur Geschichte der Kriminalistik, in: Claudia Schmölders, Sander L. Gilman (Hrsg.), Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte (Köln 2000) bes. 61 ff.

⁶⁸ Siegfried Kracauer, Das Ornament der Masse. Essays (Frankfurt a. M. 1963) 50 ff.

⁶⁹ Zit. nach Helduser, Himmelbett 55.

⁷⁰ Zit. nach Hüppauf, Die Stadt 331 f.

thos von Befreiung durch Gewalt. Der vorstalinistische Brecht begnügt sich demgegenüber mit der Darstellung vom Leben in der Stadt durch Regression als Überlebensstrategie im Krieg. Man brauchte, wie Brecht schon in seinem Gedicht vom armen B. B. gezeigt hat, die regredierte Psyche, um sich im Kampffeld Stadt behaupten zu können.

Auf der Rechten fehlte der Glaube an die Befreiung, die „Massen“ bedurften aus ihrer Sicht der Ordnung, um die Anarchie als Durchbruch des Elementaren als Energiequelle zu nutzen in einer Zeit, in der Krieg und Gewalt „Ordnung, Gesetze und absolute Wertungen“ außer Kraft setzen⁷¹. Zum Elementaren gelangt man nach dem Krieg aber nicht mehr durch eine Rückwendung zu agrarisch vor-modernen Idyllen, sondern durch eine Steigerung urbaner Modernität. Wir stehen – so Jünger – vor den Pforten eines Zeitalters ... „in dem wieder von wirklicher Herrschaft, von Ordnung und Unterordnung, von Befehl und Gehorsam die Rede sein kann.“ Die umfassende Veränderung der Welt wird ermöglicht durch die Herrschaft der Technik und ihrer „Arbeiter“, die ihre Form erst finden, wenn das bürgerliche Subjekt und damit die bürgerliche Freiheit verschwunden sind. Ablesen kann man diese Transformation, so Jünger, etwa an den Quartieren des ‚neuen Bauens‘. Anschaulicher wird der Gedanke beim früheren Linken und späteren Faschisten Arnoldt Bronnen: Wer den Regeln des Verkehrs in den großen Städten gehorcht und „Gewalt über seine Nerven hat, der begreift seine Unterordnung unter den Organismus dieser ungeheuren Stadt (Berlin) ... Wer sich nicht unterordnen will, der kommt unter die Räder ...“⁷² Die Stadt steht dabei für das Ganze. Alteuropäisch galten Rationalität und Geordnetheit der Stadt als Modell für ein geordnetes Staatswesen. Auch in der Moderne der 20er Jahre dient die Stadt als Symbol, jetzt aber für eine neue, spezifisch moderne Form von staatlicher Herrschaft, die – vermeintliche – Versöhnung durch Gewalt.

Summary

Well into the 19th century, the countryside used to be seen as the place of violence, and the city as the place for peace. Population growth, industrialization, and urbanization turned this situation upside down. Now, Industrial cities, and proletarian neighborhoods in particular, became places of “petty violence”, and of violent subsistence protests between 1917 and 1924. In the waves of revolutionary violence from 1918 through 1923, battles were not only fought *in* the city, but also *about* the capital city as the site of executive powers. In the city, political emotions produced their more or less violent spheres of action. Interpretations of the city focused on the urban roots of “structural violence” in bourgeois-industrial societies, and on the inherent violence of the capitalist economy. During the 1920s, avant-garde authors such as Alfred Döblin and Ernst Jünger transferred the per-

⁷¹ Jünger, zit. Hüppauf, Die Stadt 323.

⁷² Hüppauf, Die Stadt 333.

ception of battlefield violence in World War I upon the interpretation of social relations in the metropolis. In the Weimar Republic, violent crime in the large cities radiated a politically ambiguous fascination that could foster authoritarian models of order. On the other hand, the experience of near civil war towards the end of the Weimar Republic induced the Wehrmacht to fatally underestimate its pacifying powers against both left and right extremism.